

Wieder ist die schönste Zeit des Jahres gekommen, in der man sich freut, noch ein Kind zu sein und nicht schon zu den Erwachsenen zu gehören. Es ist Weihnachtszeit. Seit Tagen ist das Märchen von der Frau Holle, die die Betten ausschüttelt, Wahrheit geworden. Dicke weiße Flocken rieseln unaufhörlich leise knisternd vom Himmel. Alle Bewegungen geschehen fast lautlos und der fallende Schnee erstickt fast alle Geräusche. Die mit Pferden bespannten Lastschlitten, die um diese Zeit den im Sommer sich angesammelten Kuh- und Pferdemit auf die Felder fahren, sind nur an den Schellen zu hören welche die Pferde auf dem Rücken tragen. Doch auch diese Geräusche sind weich und gedämpft und bald verklingend, genau wie die sonst harten und im gleichmäßigen Takt erklingenden Schläge der Dreschflegel, die auf dem Scheutenn in kalter Winterszeit die Körner aus den langen Halmen des Roggens schlagen, um diese Halme im Sommer zur Erntezeit als Strohseile zum Binden der Garben benutzen zu können. Das ganze Dorf ist geheimnisvoll verändert und verzaubert. Alle Häuser tragen auf den Dächern einen weißen Hermelinmantel und selbst die Holzplatten am Zaun der Hausgärten tragen jede einzelne eine weiße Zipfelmütze.

Im Hause beginnt es, sich geheimnisvoll zu regen. Immer öfter fährt die Mutter zum Einkaufen in die Stadt. Ruthchen hat schon einen bunten Weihnachtskalender. In schönen Farben zeigt er Spielzeug, beschneite Weihnachtstannen, im Schnee spielende Kinder und hungrige Vögel. Jeden Tag muß am 1. Dezember beginnend ein Türchen geöffnet werden, bis der große Tag, der 24. Dezember, der Weihnachtsheiligabend, erreicht ist.

Von ihren Fahrten nach Erfurt kehrt die Mutter immer mit vielen Paketen behangen zurück. Andere geheimnis-volle Pakete bringt der Postbote und einmal wird sogar eine schwere Holzkiste vor dem Hause abgeladen. Noch drei Tage müssen wir bis zu dem großen Ereignis warten, drei lange Tage. Eine schöne Hartholzanne mit silbern schimmernden Nadeln steht schon in einer Ecke des Hofes und am Morgen finde ich vor der Tür zur guten Stube einige Streifen goldenes Engelshaar. Die Tür der guten Stube ist seit Wochen verschlossen, die Scheiben mit einem Tuch verhängt. Nur die Mutter darf dieses Zimmer noch betreten.

Die Geschenke, die ich den Eltern und den Schwestern darzubieten habe, sind in meinem Zimmer gut versteckt. Ich habe

nicht viel anzubieten, denn ich bekomme kein Taschengeld, ich kann mir nur gelegentlich ein paar Pfennige vom Onkel für kleine Handreichungen verdienen, oder beim Einkaufen werden ein paar Groschen abgezweigt, auch die Ladenkasse wurde für den Zweck der Weihnachtsgeschenke gelegentlich um einige Messing-stücke erleichtert. Von diesem Geld kaufe ich dann mehrere Tüten Pralinen und Pfefferscheiben, die ich auf einen bunten Teller gebe und zur allgemeinen Bedienung unter den Weihnachtsbaum stelle.

Ich habe eine ganze Reihe Weihnachtswünsche, so gerne hätte ich einen Michel Briefmarkenkatalog wie mein Schulfreund. Ein solches Geschenk würde mich schon zufriedenstellen. An eine elektrische Eisenbahn wage ich nur in meinen Träumen zu denken.

Endlich wird am Weihnachtskalender das letzte Fenster geöffnet, es ist der 24. Dezember. An diesem Tag wird in der Fleischerei nicht mehr gearbeitet. Der große Brühkessel ist jedoch bis zum Rande mit Wasser gefüllt und eingeheizt. Vor dem Kessel steht eine verzinkte Blechbadewanne und diese wird mit dem heißen Wasser gefüllt, manchmal schwimmen im Wasser noch einige Schweineborsten, dies ist aber kein Hinderungsgrund beim Gebrauch des Wassers. Die Kinder werden eins nach dem anderen in die Wanne gesteckt und mit warmem Wasser und Seife abgeschrubbt. Zum Weihnachtsfeste muß sich auch der Körper einer Reinigung unterziehen. Aus der guten Stube dringen geheimnisvolle Geräusche, Knistern von Pack-papier und Klingen von kleinen Glöckchen. Die Zeit dehnt sich, scheint unendlich und will nicht vergehen. Langsam sinkt der Abend hernieder und läßt den Schnee vor dem Haus grau zerfließen. Alle Familienmitglieder, die Lehrlinge und Gesellen versammeln sich vor der guten Stube. Der Vater hat eine frischgewaschene Fleischerbluse ange-zogen. Die Tür wird geöffnet und das Auge erblickt den Weihnachtsbaum in seinem vollen Glanz mit brennenden Wachslöchern, silbernen Kugeln und Zuckerkingeln. Unter dem Baum liegen dicke Pakete mit Wäsche, Pullovern, Pelzhandschuhen und Schuhen. Auf dem Tisch stehen Reihen von Paketen mit Büchern, Schlittschuhen und Tennisschlägern. Auf einem Stuhl in der Ecke liegt ein Reitsattel. Es sind alles Geschenke für die Schwestern.

Auf dem Tisch ist eines der Pakete für mich reserviert. Ich hebe den Deckel und erblicke - eine Kuckucksuhr. Die Mutter hatte diese Uhr in einem Geschäft in Erfurt hängen sehen, sie hatte ihr gefallen

und diese würde gut in ihr Zimmer passen. Sie schenkt mir diese Uhr als einziges Geschenk zu Weihnachten. Ich habe mich sogar 14 Tage lang über dieses wertvolle Stück gefreut, weil der Kuckuck so schön schreien konnte und weil es ein Geschenk der Eltern war.

Der Reitsattel wurde von der Schwester Dora kein einziges Mal gebraucht. Sie besaß nie ein eigenes Reitpferd und im Reitstall wurden die Pferde mit Sattel vermietet.

Das Heranwachsen eines Buben auf dem Lande hat in seiner Ungebundenheit auch einige schöne Seiten. Wo kann man so schön Räuber und Polizist spielen, wie im großen Schloßpark? Man darf sich zwar nicht vom Gräflich von Brückenstein'schen Direktor der Gartenverwaltung erwischen lassen, aber gerade dieser Umstand erhöht den Reiz des Spieles noch beträchtlich. Die Felder, die Wiesen und der Bach am Rande des Dorfes, alles ist ein großer Spielplatz für Kinder und selbst die Bauernscheunen mit ihren Vorräten an Stroh und Getreide und im Winter die warmen Kuh- und Pferdeställe laden zu Versteck- und anderen Spielen ein.



*Otto, Ende der 1920er*

Im Sommer besteht die Kleidung aus einem Hemd und einer kurzen Hose, die Schuhe und Strümpfe sind dann vier Monate lang überflüssige Gegenstände, die man nur im Winter zum Schutz vor der beißenden Kälte braucht. Wie schön kann man im Sommer mit bloßen Füßen durch den Straßendreck waten, ohne die Schelte der Mutter wegen der total verschmutzten Schuhe befürchten zu müssen und wie schnell sind diese verschmierten Beine beim Durchwaten des Dorfbaches wieder abgewaschen!

Einer unserer Lieblingsspielplätze ist im Sommer der große Fischteich neben dem Dorfbach und dem Gänseried. Die einzige Aufgabe des Teiches ist die Versorgung des gräflichen Rittergutseiskellers mit frischen Eisstangen. Die hochwohlgeborene Frau Gräfin und ihre Töchter beliebten die Vorräte dieses Eiskellers aufzubrauchen, sobald sich bei irgendwelchen erregenden Ereignissen die entsetzlichen Schmerzen der gräflichen Migräne einstellen. Wenn im Winter der Ostwind pfeift und die Fläche des Teiches mit einer spiegelnden Eisfläche bedeckt ist, schneiden die Gutsarbeiter mit langen Baumsägen das Eis in viereckige Blöcke und füllen damit den Eiskeller wieder auf. Der Diener gebraucht dieses Eis ebenfalls zum Kühlen des Fürstlich von Fürstemberg'schen Bieres, welches der Herr Graf seit seiner Dienstzeit bei den Gardekürassieren seiner Majestät des Kaisers so gerne trinkt.

Die Frau Gräfin und der Herr Graf wissen nicht, in welcher Art die Stätte, aus welcher man im Winter ihren Vorrat an Eis auffüllt, im Sommer mißbraucht wird. Glatt und unbewegt liegt die graubraune Wasserfläche des Teiches in der Nachmittagshitze eines heißen Julitages. Die brennende Sonne hat das Wasser erwärmt und ein feiner Belag von grünen Wasserlinsen schwimmt in den Ausbuchtungen. In dem Kranz von Wasserrosen und Schilf am Rande des Teiches treiben die Karpfen, Schleien und gräflichen Goldfische ihre munteren Spiele. Blaugrüne Libellen sausen schwirrenden Fluges dicht über die Wasserfläche und lassen sich auf Blättern und Blüten der Wasserrosen nieder. Neben dem Teich auf dem Gänseried haben sich in Scharen die fetten weißen Vögel, von denen der Platz seinen Namen hat, versammelt. Sie werden bewacht von einem vierzehnjährigen Gutsarbeitermädchen. Dieses Mädchen wird im Dorf die Gänseliesel genannt. Die Gänseliesel

liegt am Rande des Dorfbaches im weichen Bett des dichten Grases. Zwischen die Zähne hat sie sich eine Butterblume gesteckt und blinzelt mit halbgeöffneten Augen in die Sonne. Sie träumt von einem gutgekleideten Prinzen oder zumindest einem reichen Bauernburschen, der sie aus ihrem öden Dasein erlöst. Zufrieden schnattert das Gänsevolk auf der Wiese. Das saftige Gras wird eifrig abgeweidet und mit dem Wasser des Baches runtergespült.

Unter den Weiden am Ufer des Teiches erscheint eine Schar Dorfbuben, ihre Hemden und die kurzen Hosen fliegen ins Gras und bald tummelt sich eine muntere Schar nackter Bubenkörper im warmen Teichwasser. Das Wasser spritzt hoch auf und spitze Schreie erfüllen die Luft. Einer der Buben holt plötzlich ein paar Hände schwarzen Schlammes vom Grunde des Teiches. Die Gänseliesel, welche weiter träumend im Grase liegt, wird auf einmal durch nie gehörte laute Brülltöne aufgeschreckt. Vor ihr führen fünf nackte Bubengestalten, deren Gesichts- und Körperhaut von grauschwarzer Farbe sind, einen wilden Tanz auf. Die Liesel springt erschreckt auf und wird im Gesicht leichenblaß. Die Buben fassen sich an den Händen, bilden einen Kreis und lassen das schreiende Mädchen nicht entweichen. Durch einen Ohnmachtsanfall wird sie von den fremden Plagegeistern befreit. Als sie nach wenigen Augenblicken wieder zu sich kommt, ist der Spuk verschwunden. Am Abend erzählt sie ihrem Vater und der Mutter, sie könne keine Gänse mehr hüten und sie werde das Gänseried nie mehr betreten. Auf diesem Platz ginge es nicht mit rechten Dingen zu, sie sei heute von fünf Negern aus Afrika überfallen worden. Seit diesem Tage heisst das Mädchen nur noch die Negerliese.

Am Nachmittag eines Augusttages während der großen Schulferien zieht eine Schar Buben mit Spaten und langen eisernen Haken bewaffnet auf die abgeernteten Weizenfelder. Neben einem frischen Erdhaufen führt ein fünf Zenti-meter breites Loch senkrecht in die Erde. Auf ein gleich- großes Loch, welches in einigen Metern Entfernung allmählich in die Erde führt, wird eine Erdscholle geworfen und mit den Füßen festgetrampelt. Diese zwei Löcher sind das Kriech- und das Falloch eines Hamster. Das senk-rechte Loch wird bis zu einer Tiefe von 40 cm aufgegraben. In einer großen Ausbuchtung an der Seite des Falloches werden etwa 7 kg goldene Weizenkörner gefunden, welche der Hamster dort als Wintervorrat angesammelt hat. Die Körner werden in einen Sack

abgefüllt. Beim Weitergraben stoßen wir auf eine andere große Ausbuchtung. Es ist die Wohnhöhle des Hamster. Im Hintergrund der Höhle sitzt ein fauchendes, zähnebleckendes Tier von der Größe einer Ratte. Sein seidenweiches Fell ist dunkelbraun gefärbt. Mit einem der spitzen Haken wird der Hamster an das Licht des Tages gezerrt. Unter einem Schlag mit dem Spaten haucht er sein Leben aus. An Ort und Stelle wird dem toten Tier das Fell über die Ohren gezogen. Für das getrocknete Fell zahlt der Fellhändler eine Mark. Ein kleines Vermögen für einen Dorfbuben.

Am späten Nachmittag komme ich nach Hause. Ruthchen, das gute Kind, meine Schwester, hat der Mutter bereits berichtet, wie ich mit einigen Kindern von Gutsarbeitern zum Hamsterfangen auf die Felder gezogen bin. Durch bittere Erfahrungen gewarnt, habe ich Angst und traue mich nicht in die Nähe der Mutter. Das Dienstmäd-chen, eine gute Seele, kennt meine Sorgen und stopft mir schnell einen Scheuerlappen unter den Hosenboden. Bald erscheint die Mutter und schwingt die siebenschwänzige Katze. Klatschende Schläge treffen mein Hinterteil.

„Du Rumtreiber, du verkommener Kerl, ich werd' dir anständiges Benehmen beibringen. Hast du nischt anderes zu tun, als dich mit solchen gewöhnlichen Straßenjungen rumzutreiben?!“

Die Schläge sausen auf mein Hinterteil, doch kein Schmerzensschrei kommt aus meiner Kehle, bis der Mutter eine Veränderung unter meiner Hose auffällt und sie die Polsterung bemerkt. Die Schläge treffen andere Körperteile, sausen auf Schultern, Arme und Kopf.

„Ich werd' dir helfen, mich zu verkohlen!“ Die Stimme der Mutter überschlägt sich und die Schläge treffen mich mit erhöhter Wucht, der Raum ist von gellenden Schreien erfüllt. Ein Stuhl, der ihr im Wege steht wird erfaßt und gegen den Tisch geworfen. Auf dem Tisch steht ein Eimer, bis zum Rande gefüllt mit frischgemolkener Kuhmilch. Der Eimer fällt um, und ein Sturzbach von weißer Flüssigkeit ergießt sich auf den Boden. Das Schreien der Mutter wird zum Brüllen, ihre Stimme ist kaum noch verständlich: „Los, du Verbrecher, rauf und in's Bett und laß' dich heute ja nicht wieder hier unten sehen!“

Ohne einen Bissen zum Abendessen zu bekommen, krieche ich in das Bett, die blauen Striemen auf den Schultern jucken entsetzlich und wieder wird das Kopfkissen naßgeweint.